



Di  
Morrissey

Im *L*icht der  
*K*orallenblüte

EIN AUSTRALIEN-ROMAN



Weltbild Premiere

Im Licht der Korallenblüte

Di Morrissey

# Im Licht der Korallenblüte

Ein Australienroman

Aus dem australischen Englisch von  
Sonja Schuhmacher, Gerlinde Schermer-Rauwolf und  
Robert A. Weiß, Kollektiv Druck-Reif

**Weltbild**

Die australische Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel *The Winter Sea*  
bei Pan Macmillan Australia Pty Limited, Sydney.

Besuchen Sie uns im Internet:  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Steinerne Furt, 86167 Augsburg  
Copyright der Originalausgabe © 2013 by Di Morrissey  
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Knaur Verlag.  
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Übersetzung: Sonja Schuhmacher, Gerlinde Schermer-Rauwolf und Robert A. Weiß,  
Kollektiv Druck-Reif  
Umschlaggestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising  
Umschlagmotiv: Thinkstockphoto © / Abiz28I; Givaga  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-95569-831-7

2018 2017 2016 2015

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Für GianCarlo Manara*

*Erst deine Freundschaft und deine Filme haben mir die  
Augen für den Zauber Italiens geöffnet!*

*Die Äolischen Inseln vor der Küste Italiens, 1906*

Eine Woge baute sich auf, und der Junge beugte sich über den Bootsrand, um im glatten Tal der Welle kurz vor ihrem Überschlag einen Blick auf sein Spiegelbild zu erhaschen. Eine Sekunde lang glaubte Giuseppe d'Aquino, ihm starre ein alter Mann entgegen. Das Gesicht mit den hervortretenden hellblauen Augen, den aufgedunsenen Lippen und den feisten Wangen wirkte seltsam vertraut; sein fragender Ausdruck zeigte zugleich einen Anflug von Enttäuschung.

Plötzlich wuchs die schaumgekrönte Welle zu doppelter Größe an, prallte gegen die hölzerne *barca* und schob das kleine Fischerboot ein Stück seitwärts. Das Gesicht verschwand im Spritzwasser, rasch packte eine Hand den Jungen hinten am Hemd.

»Giuseppe! Du musst aufpassen!« In dem aufkommenden Wind hörte der Junge nur Fetzen von der Ermahnung seines Vaters, der ihn unter die kleine Abdeckung am Bug schob. Die überdachte Fläche bot gerade genug Platz für ein paar Essens- und Wasservorräte sowie eine Laterne.

»Leg dich hin. Es wird regnen, aber das ist gleich wieder vorbei.«

Obwohl die See immer unruhiger wurde und es wie aus Kübeln schüttete, so dass man hinter der grauen Regenwand den Himmel nicht mehr sah, pflügte das kleine Boot

durchs Wasser. Kurz ritt es auf einem Wellenkamm, bevor es krachend ins Wellental hinuntersank, um gleich wieder von einer sich auftürmenden Woge emporgehoben zu werden.

Der Junge rollte sich zusammen und vergrub das Gesicht in den Armen, dabei atmete er den ihm so vertrauten salzig-fischigen Geruch ein. Er stellte sich vor, er könne durch den Boden der Barke sehen, hinunter in das aufgewühlte Meer bis zum Boden, wo die Geschöpfe der Tiefsee lebten. Über viele Fische, die unter ihnen schwammen, wusste er dank seines Vaters Bescheid. Da gab es welche, deren Leiber knapp unter der Wasseroberfläche schnell hin und her zuckten, und andere, die auf halber Höhe zwischen Meeresboden und Wasseroberfläche ihre Runden zogen und gierig die auf und ab hüpfenden Köder bäugten; sowie jene, die am Meeresgrund auf der Lauer lagen – versteckt in Spalten, im Sand vergraben und von Korallen verdeckt.

Er hörte seinen Vater fluchen, als ihr Boot nach einem kurzen Flug durch die Luft in eine Welle krachte, so dass der hölzerne Rumpf erzitterte. Giuseppe fiel der Tag ein, an dem die Männer brüllend und mit Verwünschungen auf den Lippen in den Hafen zurückgekehrt waren. Angstvoll hatten die Dorfbewohner am Ufer gewartet, denn die Nachricht von einem Unfall auf der stürmischen See, einem über Bord gegangenen Mann, hatte die Runde gemacht. Onkel Salvatore war so rasch über Bord gespült worden, dass jede Rettung zu spät kam.

Das Meer war seine Gegenwart und seine Zukunft, das war Giuseppe klar, trotz der Gefahren der See und obwohl er wusste, wie viele Männer aus dem Dorf schon darin um-

gekommen waren. So war es auch schon für seinen Vater, seinen Großvater und seinen Urgroßvater gewesen. Die Inselbewohner lebten mit dem Meer, für das Meer und von ihm. Keiner verlangte oder erwartete mehr als das, was immer schon gewesen oder geschehen war.

Während Giuseppe reglos auf dem Boden des Fischerbootes ausharrte und darauf wartete, dass der Himmel hinter den dahinjagenden Regenwolken aufklaren und sich die See beruhigen würde, fühlte er sich erwachsen. Er war zehn Jahre alt, und endlich hatte ihn sein Vater zur Jagd auf den Roten Thun mitgenommen. Dann ließ der Sturm tatsächlich nach, die Wolken zogen weiter, und an einem dämmerig-grauen Himmel blinkten die ersten Sterne. Sein Vater nickte ihm zu, und Giuseppe setzte sich still hin, während die anderen Fischer – seine beiden älteren Brüder und sein Onkel Rocco – unbeirrt weiter aufs Mittelmeer hinausruderten. In der einbrechenden Dunkelheit war ihre Heimatinsel, eine der vor Sizilien verstreuten Äolischen Inseln, bald nicht mehr zu sehen.

Auch die anderen Boote, die mit ihnen zusammen hinausgefahren waren, konnte Giuseppe nicht mehr ausmachen, aber er hörte die Männer dort an Bord, die sich übers Wasser etwas zuriefen. Eifer und Aufregung schlangen in ihren Stimmen mit. Ganz gleich, wie oft sie sich schon aufgemacht hatten, um einen der großen Könige des Meeres zu fangen, der Kitzel dieser Jagd ließ nie nach, ebenso wenig wie die Gefahr.

»Jetzt müssen wir die Köder angeln, sonst können wir keinen *tonno* anlocken«, erklärte sein Vater.

Giuseppe wusste, dass sein Vater damit die kleinen silbrigen Fische meinte. Sie wurden von dem Lichtschein an-



gelockt, den die Laternen der Fischer auf die Meeresoberfläche warfen. Er hatte keine Ahnung, woher sein Vater wusste, dass es hier welche gab. Rasch wurden seitwärts die Netze ausgebracht, um die winzigen Fische zu fangen.

»Vorsicht, Vorsicht«, rief sein Vater, als die Männer die Netze zurück an Bord hievten. Doch alle Fischer wussten, dass man bedachtsam vorgehen musste, um zu verhindern, dass die zierlichen Fische in Panik durchs Netz zu schlüpfen versuchten und in einem glänzenden Schuppenregen verendeten. Und so legten die Männer die kleinen Fische vorsichtig in eigens dafür gefertigte Körbe, die direkt unter der Wasseroberfläche seitlich am Boot befestigt waren.

Sobald die Fische verstaut waren, rollten sich die Männer auf dem Boden des Bootes zusammen, um ein paar Stunden zu schlafen. Wenn sie am nächsten Morgen auf der Suche nach dem mächtigen Roten Thun weiter gen Westen ruderten, würden sie all ihre Kräfte brauchen. Trotz der unbequemen Lage schliefen sie gut und träumten von dem bevorstehenden Kampf.

Noch vor Tagesanbruch wurden sie von Giuseppees Vater geweckt und teilten ein bescheidenes Frühstück aus Brot und Käse. Als dann ein erster Lichtstreifen den Horizont rosa färbte, ruderten sie los.

»Halt die Augen offen, mein Sohn«, sagte Giuseppees Vater. »Beobachte die Seevögel. Morgens treibt der große *tonno* gern direkt unter der Wasseroberfläche, um sich nach der nächtlichen Fischjagd aufzuwärmen. Die Seevögel sehen seine Flosse und fliegen hin, um sich die Sache näher anzuschauen. Wenn wir also die Vögel sehen, fahren wir ebenfalls hin.«

Giuseppe suchte den Horizont ab, bis seine Augen

schmerzten, aber er konnte nichts entdecken. Plötzlich rief einer seiner Brüder »Schaut, dort« und deutete in Richtung Norden.

Giuseppe sah immer noch nichts. Die Ruderer legten sich mächtig in die Riemen und steuerten in die von seinem Bruder angezeigte Richtung, und da sah schließlich auch Giuseppe mehrere Seevögel ins Wasser tauchen.

»Ich kann die Vögel sehen!«, rief er aufgeregt.

»Still«, zischte sein Vater. »Wenn hier *tonno* ist, wollen wir ihn nicht aufschrecken.«

Ihr kleines Boot näherte sich den tauchenden Seevögeln, und die Männer sahen, dass dort tatsächlich eine Schule Thunfische schwamm. Da jedes Boot nur einen der Fische attackieren konnte, die immerhin bis zu fünfhundert Kilowogen, mussten die Fischer einen passenden Fang auswählen und ihn unauffällig von seiner Schule trennen. Dabei galt es, die übrigen Thunfische nicht zu erschrecken, weil ansonsten alle in unerreichbare Tiefen abtauchen würden.

Während die Männer mit dem schweren Holzboot auf einen riesigen Fisch zuhielten, wartete einer von Giuseppe's Brüdern neben einem der Körbe mit Fischködern. Alles hing nun von seinem Augenmaß und seiner Präzision ab. Seine Aufgabe war es, den Thunfisch zum Boot zu locken, indem er ein paar kleine Fische ins Wasser warf. Es war eine Fähigkeit für sich, abzuschätzen, wie viel Fisch genau notwendig war, damit der Thunfisch nah genug ans Boot kam und der Harpunier ihn erwischte. Man hatte nur eine Chance.

Die kleinen silbrigen Fische glitzerten im sonnenbeschieneenen Wasser. Der Thunfisch sah sie in die Freiheit schwimmen, schoss auf sie zu und schnappte nach ihnen.

Noch mehr Fische wurden dem Thunfisch vorgeworfen, damit er näher zum Boot schwamm. Dann nahm Giuseppe Bruder einen der Köderfische aus dem Korb und quetschte ihm die Augen aus, bevor er ihn ins Meer warf. Orientierungslos schwamm der nun blinde kleine Fisch nicht vom Boot weg, sondern zog daneben ein paar Kreise. Lautlos holten die Ruderer ihre Riemen ins Boot. Ohne Verdacht zu schöpfen, ließ sich der Thunfisch von dem Köder locken. Mit einem Satz schnellte er darauf zu, fast hätte er in seiner Gier das Boot gerammt. Vor Aufregung atemlos, begriff Giuseppe, dass dies der entscheidende Augenblick war: Jetzt konnten sie den *tonno* fangen.

Er beobachtete seinen ältesten Bruder, der mit einer Harpune, einer *traffena*, am Bug stand. Eine furchteinflößende Waffe, die einer Heugabel ähnelte, nur dass sie sieben Zinken hatte, jede mit einem Widerhaken an der Spitze. Mit all dem Selbstvertrauen, das sich der junge Fischer im Lauf der Jahre erworben hatte, stellte er sich breitbeinig hin und schleuderte die Harpune auf den Thunfisch. Er hatte auf die verwundbare Stelle am Hinterkopf gezielt, wo das Rückenmark ins Hirn überging. Denn nur an dieser Stelle war der Fisch verwundbar, wie Giuseppe von seinem Bruder wusste. Er war stolz auf seine Geschicklichkeit als Harpunier; der Vater war ein guter Lehrer gewesen.

Der Thun war getroffen. Es fiel Giuseppe schwer, einen Schrei zu unterdrücken. Obwohl alle anderen ebenfalls innerlich jubelten, blieben sie angespannt und wachsam, denn noch war der Fisch nicht an Land gebracht.

In dem verzweifelten Versuch, den Angreifern zu entkommen, tauchte der verletzte Thunfisch tief hinunter, so dass die Harpunenleine durchs Wasser zischte. Doch da die

Fischer wussten, wie tief ein Thun abtauchen konnte, war die Leine an der *traffena* aus bestem italienischen Hanf und dreihundert Meter lang. Aber dieser Thunfisch tauchte höchstens halb so weit. Giuseppes Bruder legte die Hand auf die Leine, um festzustellen, wie viel Gewicht notwendig war, damit er den Fisch an die Oberfläche holen konnte. Ganz allmählich begann er ihn in Richtung Boot zu ziehen. Dabei ging er sehr langsam vor, um herauszufinden, wie viel Widerstandskraft der große Fisch noch besaß. Manchmal trickste ein Thunfisch den Mann mit der Leine aus und schwamm langsam nach oben, um dann mit einer Drehung wieder hinunterzustoßen. Sie alle wussten, dass Eile nichts brachte. Die Zeit war ihre Verbündete.

Nach einer Weile sagte Giuseppes Bruder zum Vater: »Er wird müde. Es dauert nicht mehr lang.«

Doch der große Fisch war noch nicht bereit aufzugeben und machte einen letzten verzweifelten Satz auf das Fischerboot zu, so dass Giuseppe die Pein in seinen aufblitzenden Augen sah.

»Es ist bald vorbei«, sagte sein Bruder. »Er wird schwach.«

Inzwischen stand die Sonne hoch am Himmel, und als Giuseppe über den Bootsrand spähte, sah er die silberblau glänzende Haut des *tonno*. Seine kleinen Brustflossen an den Seiten schimmerten golden.

Während sie den Riesenfisch näher zum Boot zogen, versetzte Onkel Carlo ihm den tödlichen Streich, indem er den Fisch mit einer zweiten *traffena* durchbohrte. Als sie feststellten, dass der kraftvolle Kämpfer wirklich tot war, wurde der Thun vorsichtig ans Boot herangezogen und längsseits vertäut.

Nun endlich konnten sie den Fang feiern. Mit lauten Rufen teilte Giuseppe's Vater den Fischern auf einem anderen Boot in der Ferne mit, dass sie Glück gehabt hatten. Jemand rief zurück, dass auch ihnen das Glück gelacht hatte.

Als sie mit dem Thun ins Dorf zurückkehrten, wurde das Können der Fischer gepriesen. Giuseppe war stolz, dass er dabei gewesen war. Und er sehnte den Tag herbei, an dem er es sein würde, der mit gezückter *traffena* darauf wartete, seine Fertigkeit gegen die mächtigen, wendigen Könige des Meeres auszuspielen.

Giuseppe war ein schüchterner Teenager, braun gebrannt, barfuß, mit lachenden Augen und einem verschmitzten Lächeln, bei dem seine hübschen weißen Zähne blitzten. Am Markttag flirteten die Dorf Mädchen, die sich um die Stände scharten, hinter den Rücken ihrer Mütter mit ihm. Er war stark und sah älter aus als ein Fünfzehnjähriger. Die größeren Mädchen neckten ihn und sahen zu ihm herüber, wenn er auf dem Boot seines Vaters die Netze flickte oder den Kai entlangspurtete, wo Fische und Meeresfrüchte auf nassen Holztischen und in Weidenkörben zum Verkauf angeboten wurden. Allerdings hatte der Vater ein wachsames Auge auf ihn, er warnte Giuseppe davor, sich in den Durchgängen und schmalen Gassen zwischen den kleinen Steinhäusern herumzutreiben, wo junge Frauen ihm aus offenen Fenstern und Haustüren freche Bemerkungen zuriefen. Manche drohten gar, ihre Nachttöpfe auf die Gasse auszu-leeren.

Giuseppe war sehr stolz gewesen, dass er nun regelmäßig auf dem Boot seines Vaters hinausfahren durfte. Nicht nur, dass er nun die Arbeit eines Mannes verrichtete, er

trug damit zum Lebensunterhalt seiner Familie bei. In einer bitterarmen Gegend Italiens zählte ihre Insel zu den ärmsten, auch wenn sich Giuseppe dessen nicht bewusst war. Immerhin hatte die Familie ein bescheidenes Dach über dem Kopf, und Mutter und Großmutter brachten stets ein Essen auf den Tisch, selbst wenn es manchmal sehr einfache Kost war. Doch jeder musste seinen Beitrag leisten.

Ihre Insel war trocken und steinig. Sie lag zwischen mehreren anderen mit aktiven Vulkanen, darunter auch Stromboli. Ohne Süßwasser aus sprudelnden Quellen war der Anbau von Feldfrüchten nur sehr eingeschränkt möglich, und so waren die Dorfbewohner auf die Schätze des Meeres angewiesen. Zwar sammelten sie Regenwasser von ihren Dächern und speicherten es in Zisternen, doch das reichte nicht aus, um in nennenswertem Maß Acker- oder Gemüseanbau zu betreiben. Tomaten und Auberginen wurden in Töpfen gezogen und von Hand bewässert. In den Hügeln behaupteten sich Feigen- und Olivenbäume. Weizen musste in unregelmäßigen Abständen vom Festland importiert werden; das Brot, das nur einmal im Monat gebacken wurde, war gegen Ende der vier Wochen stets hart und trocken. Oft hörte man Giuseppe Großmutter murmeln: »Kein Wasser, aber jede Menge Erdbeben. Was hat sich Gott nur dabei gedacht, als er diese Insel schuf?«

Wie die anderen Jungen auf der Insel hatte auch Giuseppe nur wenig Schulunterricht genossen. Die Nonnen hatten ihm das Alphabet und die Zahlen beigebracht, aber seit er mitarbeiten musste, hatte er für solchen Luxus keine Zeit mehr. Trotzdem war er froh über seine zumindest rudimentäre Bildung. Bei seinen Schwestern hatten sich seine

Eltern gar nicht erst die Mühe gemacht, sie zur Schule zu schicken. Es schien ihnen sinnvoller, dass sie zu Hause blieben und der Mutter halfen, um dann so bald wie möglich zu heiraten und eigene Familien zu gründen. Giuseppe hatte nur zwei Schwestern, die er beide mochte. Manchmal dachte er an seine anderen drei Schwestern und den einen Bruder, die schon als Kinder gestorben waren. Alle Familien, die er kannte, hatten den Tod kleiner Kinder zu beklagen, die an Krankheiten oder Unterernährung gestorben waren. Giuseppe erschien das ganz normal.

Eines Morgens half Giuseppe seinem Vater beim Pökeln der Fische und verschloss dabei die Ohren vor den neckischen Bemerkungen der Dorf Mädchen. Da sah er, wie Alfonso, der Schäfer, der in den Bergen lebte, mit seinem Eselskarren auf den Kai fuhr. Auf dem Karren saß seine Tochter, die Augen abgewandt und das Gesicht hinter einem Lockenvorhang verborgen.

Er war überrascht, dass der Schäfer mit seinem Vater sprach.

»Sohn, lade den gepökelten Fisch auf Alfonsos Karren«, wies ihn der Vater an. »Ich muss etwas Geschäftliches mit ihm besprechen.«

Giuseppe ließ sich Zeit und versuchte einen Blick auf das Gesicht des Mädchens zu erhaschen, während er langsam den Fisch hinten auf den Karren lud. Doch weder sprach das Mädchen mit ihm, noch sah sie ihn an. Er schlenderte vor zum Esel und kraulte ihn hinter den Ohren, während die beiden Männer eine ernste Unterredung führten. Schließlich ging sein Vater zum Boot und nahm einen alten Anker heraus, den er neben den Fisch auf Alfonsos Karren legte.

»Ich bin sicher, dass sich bei dem Anker etwas machen

lässt«, sagte Alfonso. »Jedenfalls ist mir klar, was du dir vorstellst.« Dann schob er seine Wollkappe in den Nacken und sprach mit dem Mädchen. Sie hob einen Stoffsack hoch, der zu ihren Füßen lag, und hielt ihn Giuseppe hin. Einen Moment lang spürte er ihre Fingerspitzen und sah ganz kurz in ihre Augen, die ihn an das blauschwarze Meer vor einem Sturm erinnerten. Als er den weichen Sack entgegennahm, stieg ihm der Lanolingeruch frisch geschorener Wolle in die Nase, und er überlegte, was er zu ihr sagen könnte. Doch noch bevor ihm auch nur eine Silbe über die Lippen gekommen war, saß Alfonso schon wieder neben seiner Tochter, und der Karren polterte über die Pflastersteine davon. Während der Esel vorwärtszuckelte, beobachtete Giuseppe, wie eine Brise die langen, dunklen Locken erfasste, die über den Schal fielen, den das Mädchen um die Schultern geschlungen hatte.

»Bring die Wolle zu deiner Mutter«, hieß ihn der Vater.  
»Sie wartet darauf.«

Es dauerte viele Monate, bis Giuseppe das Mädchen wieder sah. Es war bereits Winter, und Eiskristalle glitzerten auf dem steinigen Hang, als Giuseppe und sein Vater langsam den holprigen Pfad zu Alfonso's kleinem Hof hinaufstiegen. Da eine von Giuseppe's Schwestern heiratete, wollte sein Vater ein Zicklein für die Hochzeitsfeier kaufen. Die Dorfbewohner konnten sich nur selten Fleisch leisten, und so war es ein besonderes Ereignis, eine Ziege zum Verzehr zu kaufen.

Giuseppe war dankbar für den dicken Pullover, den er trug. Seine Mutter hatte ihn aus der Wolle gestrickt, die aus der im Frühsommer von Alfonso eingetauschten Schur stammte. Als Vater und Sohn zu der Kate des Schäfers ka-



men, begrüßte sie Alfonso, der neben einer niedrigen Steinmauer stand. Zu dritt gingen sie auf eine Weide, wo die Ziegen und Schafe auf den Winterstoppeln grasten.

Alfonso wandte sich der Kate zu und rief: »Angelica, bring mir ein Seil.«

Und schon kam das junge Mädchen, das Giuseppe mit seinen Locken so betört hatte, aus dem kleinen Haus gelaufen. In den Händen hielt sie ein kurzes Seil, das sie ihrem Vater reichte. Er wählte eine der Ziegen aus und band ihr das Seil um den Hals.

Der Anblick des Mädchens überwältigte Giuseppe, und er hätte gern etwas gesagt, aber ihm fiel nichts Gescheites ein. Und so fragte er nur: »Bist du traurig, dass die Ziege geschlachtet wird?«

Sie zuckte die Achseln. »Mein Vater hat sie für euch ausgesucht. Hast du Mitleid mit den Fischen, die du fängst und tötest?«

»Manchmal ja«, erwiderte Giuseppe. »Die großen Fische sind sehr schön. Und starke Kämpfer. Warst du schon einmal auf einem Boot?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Ich mag die Berge. Und Schafe sind mir lieber als Fische.« Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort: »Die Wolle sieht gut aus. Deine Mutter ist sehr geschickt.« Dann eilte sie mit wehenden Locken davon, ihre Füße flogen über den Boden.

Bevor Giuseppe und sein Vater aufbrachen, gingen die beiden Männer noch hinter Alfonsos Kate. Giuseppe folgte ihnen und sah überrascht, dass Alfonso dort eine einfache Schmiede eingerichtet hatte. Der Schäfer verschwand hinter dem Bau und kehrte mit einem kleinen Anker zurück, den er Giuseppees Vater zeigte.

»Er ist noch nicht fertig. Ich muss ihn noch genau ausrichten«, erklärte Alfonso. »Aber der Schwenkkopf funktioniert und gibt den Anker frei, wenn er sich verhakt hat.« Auf seinem normalerweise verdrießlichen Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. »Ich habe mich an deine Anweisungen gehalten.«

Nachdem der Vater den Anker untersucht hatte, nahm ihn Giuseppe in Augenschein. Der Löseriegel verhinderte, dass der Anker, wenn er sich auf dem Meeresboden oder in einem Riff verfang, zurückgelassen werden musste. Giuseppe war stolz darauf, dass seinem Vater immer wieder etwas einfiel, um seine Ausrüstung zu verbessern.

»Das ist eine großartige Erfindung. Du musst auf unser Boot kommen und dir anschauen, wie sie funktioniert«, schlug der Vater vor.

»Wir fühlen uns auf dem Meer nicht so zu Hause«, erwiderte der Schäfer.

Giuseppe betrachtete die kahlen, karstigen Steilhänge. Wie trostlos diese windgepeitschte Landschaft doch aussieht, dachte er. Nun, wahrscheinlich würden sich Angelica und ihr Vater auf dem Meer so unwohl fühlen wie er sich hier.

Mit der Ziege am Seil machten sich Giuseppe und sein Vater auf den Heimweg. Von der Anhöhe über dem Dorf blickte Giuseppe auf den kleinen, ihm so vertrauten Hafenort hinunter – die engen Gassen und steilen Treppen, wo die mit Wäscheständern verzierten Häuser so dicht beieinander standen, dass man sich beinahe hinauslehnen und ans gegenüberliegende Fenster klopfen konnte. Er entdeckte ihr eigenes kleines Haus, in dem seine Familie in zwei Zimmern lebte und wo stets Fischernetze an der De-

cke hingen. Eine breitere, gepflasterte Straße führte ums Dorf herum und den Hafen entlang, wo Krabbenkäfige aufeinandergestapelt waren und Männer Netze flickten und tratschten. Kleine Fischerboote waren an den Eisenpollern auf dem steinernen Wellenbrecher festgemacht. An einem Ende saßen angelnde Jungen auf Stufen, die Fischerfüße im Lauf von Jahrhunderten ausgetreten hatten. Von diesen Stufen aus segnete der Pfarrer auch jedes Jahr die Fangflotte. Hinter dem Wellenbrecher lag ein Kiesstrand, wo über der Hochwassermarke umgedrehte Dingis und kleine Holzboote angebunden waren. Nicht weit entfernt führte eine Fahrrinne aus der Bucht hinaus aufs offene Meer. Dieses Dörfchen war seine Heimat, und als er mit seinem Vater zu ihrem Haus hinunterging, war er mit seiner kleinen Welt glücklich und zufrieden.

Die Hochzeit von Giuseppe's Schwester bot Anlass für ein rauschendes Fest. Das junge Mädchen heiratete einen Burschen aus dem Dorf, den sie schon ihr Leben lang kannte. Die Inselfamilien heirateten immer untereinander. Das wurde so erwartet. Die Insel war ihre Welt, wohin sonst sollten sie gehen? Giuseppe's Vater war erfreut über diese Verbindung, denn der Zukünftige seiner Tochter stammte ebenfalls aus einer angesehenen Fischerfamilie. Auf der Insel war man überzeugt, dass nur die Familie Schutz vor Armut bot, und so hatte er dafür gesorgt, dass seine Tochter in eine arbeitsame, respektable Familie einheiratete.

Im Sonntagsstaat ging das Paar zur Kirche, wo der Priester inmitten von Weihrauchschwaden und Statuen ihre Ehe segnete. Danach gab es ein großes Fest. Die Ziege war geschlachtet worden und drehte sich über glühenden Kohlen

an einem Spieß, wobei sie häufig mit Olivenöl begossen wurde, auch an Rosmarin wurde nicht gespart. Alle Gäste warteten begierig darauf, dass der Braten fertig wurde.

Giuseppes Mutter Emilia und ihre Töchter hatten Tage damit verbracht, das Essen vorzubereiten, das angesichts der bescheidenen Auswahl an erhältlichen Zutaten erstaunlich vielseitig geraten war. Es gab Sardinien-Pasta mit Rosinen und Pinienkernen, Pasta mit Auberginen, Couscous und Pasta mit Schwertfisch, was besonders hoch geschätzt wurde. Denn obwohl die Fischer gelegentlich Schwertfisch fingen, war er doch viel zu wertvoll, als dass die Familien der Insel ihn selbst gegessen hätten, er wurde fast immer verkauft. Das Festmahl endete mit Cannoli, frittierten Teigröllchen, die mit Ricottakäse und in Honig eingelegten Feigen gefüllt waren. Außerdem hatte Giuseppes Vater ein großes Fass Wein vom Festland kommen lassen, denn auf der Insel reiften zu wenige Trauben, um in nennenswerten Mengen Wein herzustellen. Nach Dorfmaßstäben handelte es sich damit um eine extravagante Hochzeit, doch es war seit jeher Brauch, dass der Vater der Braut ein solches Fest ausrichtete, das ja nicht nur die Stellung der Familie in dem kleinen Fischerdorf zeigte, sondern auch das Ansehen ihres Oberhaupts unterstrich. Und Giuseppes Vater war entschlossen zu zeigen, dass er ein wichtiger Mann war.

Eines Sonntags, mehrere Monate nach der Hochzeit, bat die Mutter Giuseppe, gesalzene Fisch zu Alfonso in die Hügel hinaufzubringen und dafür Wolle und Ziegenkäse einzutauschen.

Giuseppe war ein bisschen befangen, als er sich dem Hof näherte, auf dem Alfonso mit seiner Tochter lebte. Doch

als Alfonso ihn bergauf steigen sah, begrüßte er ihn fröhlich, bat ihn in die Küche und rief seiner Tochter zu, sie möge ihm etwas Wasser holen.

Die steinerne Kate war klein, dunkel und kühl. In einer Ecke stand ein großer Ofen, der im Winter für Wärme sorgte. Draußen hatte Giuseppe einen aus Lehmziegeln gemauerten Ofen gesehen, auf dem Alfonso im Sommer kochte. Ein Holztisch und Stühle nahmen die Mitte des Raumes ein, in einer Ecke stand ein Spinnrad. Doch was Giuseppe Aufmerksamkeit wirklich fesselte, war ein Regalbrett an der Wand voller Bücher. Es waren bestimmt zwanzig, und er starrte sie staunend an.

Alfonso sah seinen Gesichtsausdruck und nahm eins der Bücher herunter, die auf den Einband geklebte Illustration zeigte einen Piraten. »Kannst du lesen, Junge?«

Giuseppe nickte. »Ich kenne das Alphabet und die Zahlen.«

»Das ist nicht lesen. Hast du jemals ein Buch gelesen?«

»Nein«, sagte Giuseppe leise.

»Möchtest du es gern tun?«, fragte Alfonso.

Giuseppe wusste es nicht. Seine Eltern achteten die wenigen Inselbewohner, die fließend lesen und schreiben konnten. Allerdings fanden die d'Quinos, dass ihre Familie sich diese Fähigkeiten nicht unbedingt aneignen musste. Was hatten denn Fischer für einen Nutzen davon?

Langsam nickte Giuseppe.

Angelica, die mit dem Wasser hereingekommen war, machte eine aufmunternde Kopfbewegung. »Mein Vater findet, jeder sollte Bücher lesen«, sagte sie.

»Du kannst all diese Bücher lesen?«, fragte Giuseppe, und in seiner Stimme klang leiser Zweifel mit.

»Natürlich. Ich habe sie schon alle gelesen«, sagte Angelica.

Giuseppe war sprachlos, doch Alfonso lachte.

»Das stimmt nicht ganz, Angelica. Aber wenn du möchtest, Giuseppe, kannst du herkommen und jedes meiner Bücher lesen. Ich helfe dir dabei.«

Und so wanderte Giuseppe künftig einmal in der Woche, immer sonntags nach dem Kirchgang, den Hügel hinauf, um zusammen mit Alfonso zu lesen.

»Wozu lernst du denn Bücher lesen? Wir haben keine, und du wirst dir nie welche leisten können«, gab einer seiner Brüder zu bedenken.

Giuseppe zuckte die Achseln. »Vielleicht ist es eines Tages mal ganz nützlich.«

»Du willst ja nur Zeit mit der Tochter verbringen«, meinte ein anderer Bruder.

Giuseppe funkelte ihn wütend an und stapfte davon. Doch es war etwas Wahres daran.

Angelica bezauberte ihn. Giuseppe wusste, dass sie mit den Schafen und Ziegen herumstreifte und ebenso ein Geschöpf der Berge war wie diese. Hin und wieder traf er sie, wenn sie auf einer alten Steinmauer saß und die Tiere beobachtete. Dann wurde er verlegen und traute sich nicht, mit ihr zu sprechen, denn er fürchtete, dies könnte ihrem Vater missfallen. Doch sie, die so schüchtern wirkte, als er sie damals am Hafen zum ersten Mal gesehen hatte, plauderte jetzt ganz ungezwungen mit ihm über sein Leben auf dem Fischerboot und im Dorf. Giuseppe fiel auf, dass sie so viel mehr über die meisten Dinge – außer das Fischen – wusste, dass sie viel älter wirkte als er, obwohl sie fast gleichaltrig waren. Auch hätte seine Mutter nie mit einem solchen

Selbstvertrauen und solcher Gelassenheit mit seinem Vater geredet wie Angelica mit ihm.

Eines Tages fragte er sie schließlich: »Wie kommt es, dass du so reden kannst? Du weißt so viel.«

Angelica lachte auf. »Ich lebe hier ja vielleicht ruhig und abgeschieden, aber ich lese Bücher und unterhalte mich mit meinem Vater. Er ist ein kluger Mann und erzählt mir viele Geschichten.«

Giuseppe konnte sich nicht vorstellen, mit seinem Vater lange Gespräche zu führen. Dieser tat etwas kund, und die Familienmitglieder stimmten ihm zu. »Mein Vater hat mir beigebracht zu fischen. Es dauert viele Jahre, bis man das kann«, verteidigte Giuseppe ihn. »Dazu muss man keine Bücher lesen können, aber den Wind und die Wolken. Man muss wissen, was die Farbe des Meeres bedeutet, und die Vögel beobachten, damit man sieht, in welche Richtung sich ein Fischschwarm bewegt. Oder die Zeichen entschlüsseln können, wo die großen Fische jagen.«

Angelica hüpfte von der Mauer. »Das mag stimmen, aber mein Vater kann dir viele andere Dinge beibringen. Ich komme demnächst mal, wenn du liest, und höre zu.«

Und so tauchte Angelica hin und wieder an der Tür der Kate auf und lauschte Giuseppe, wenn er las und sich anstrengte, sich nicht dabei zu verhaspeln.

Nach einem Jahr konnte Giuseppe leidlich lesen, und Alfonso entschied, dass es für ihn an der Zeit war, sich Bücher auszuborgen, statt sie weiter laut vorzulesen. Dadurch kam Giuseppe nicht mehr so regelmäßig zum Hof des Schäfers, doch er fand immer wieder die Zeit, sich auf den Weg zu machen, um mit Alfonso zu reden. Der Schäfer hatte nicht immer auf der Insel gelebt. Er war gereist und

gebildeter als die meisten Einwohner hier. Warum Alfonso als junger Mann fortgegangen war, wusste Giuseppe nicht, aber er war nach dem Tod von Angelicas Mutter auf die Insel zurückgekehrt. Nur zu gern lauschte Giuseppe den Geschichten aus jenen Tagen, die der Schäfer in Norditalien verbracht hatte. Alfonso sprach über Italiens Geschichte und Politik und die Zukunft des Landes, und Giuseppe hörte dem Schäfer aufmerksam zu.

Er versuchte sich die städtischen Straßen vorzustellen, wo es von Menschen wimmelte und Geschäfte voller Kleidung oder Läden mit allen möglichen exotischen Lebensmitteln oder nagelneuen, noch glänzenden Möbeln gab. Begeistert sprach Alfonso auch von Theatern, Konzertsälen, Opernhäusern und Kinos, die Stummfilme zeigten. Er versuchte sogar, Giuseppe die Automobile zu erklären, die dort herumfahren, doch das überstieg die Vorstellungskraft des Jungen. Ihm schien diese Welt ohnehin völlig unwirklich, so sehr unterschied sie sich von dem einfachen Dorf, in dem er seit seiner Geburt lebte. Inzwischen bezweifelte Giuseppe sogar die Autorität des betagten Pfarrers, der als der klügste und gebildetste Mann auf der Insel galt. Im Vergleich zu Alfonsos wirkten sein Horizont und seine Erfahrung reichlich beschränkt. Nicht dass Giuseppe solche Gedanken je laut geäußert hätte. Doch mit jedem Gespräch, das er mit Alfonso führte, wuchs seine Neugier auf das Leben außerhalb der Grenzen seines Dorfes. Und wenn er schon nicht zu den Orten reisen konnte, an denen Alfonso gewesen war, so konnte er doch zumindest über sie lesen und von ihnen träumen.

»Giuseppe«, sagte Alfonso eines Tages, als sie beide am Tisch des Schäfers saßen, »weißt du eigentlich, dass Italien



ein ziemlich junges Land ist? Es ist gerade mal fünfzig Jahre alt.« Alfonso brachte das Gespräch gern auf Dinge, von denen er annahm, dass Giuseppe nur wenig darüber wusste. Und der Junge lauschte ihm gern und lernte dazu.

»Das kann nicht sein«, entgegnete Giuseppe. »Ich weiß, dass es alt sein muss, denn auf unserer Insel gibt es viele Ruinen. Davon sind bestimmt einige älter als fünfzig Jahre.«

Alfonso lächelte. »O ja. Im Lauf der Jahrhunderte haben viele verschiedene Menschen auf dieser Insel gelebt – Griechen, Römer, Mauren und Christen, und alle haben sie mit ihren Bauten etwas aus ihrer Epoche hinterlassen. Nein, ich meine etwas anderes. Erst 1861 wurde Italien aus einer Menge unabhängiger Staaten gebildet, da vereinten sich Sizilien, Piemont, Neapel, Kalabrien und so weiter unter König Viktor Emanuel II. zu einem Land.«

»Aber Vater, du hast mir doch erzählt, dass das Land nicht geeint ist«, warf Angelica ein und setzte sich zu ihnen an den Tisch. »Du hast gesagt, die Menschen fühlen sich überhaupt nicht als Italiener.«

»Da hast du recht. Als ich durchs Land gereist bin, habe ich festgestellt, dass überall Trennlinien verlaufen. In erster Linie fühlen sich die Menschen ihrem Dorf verbunden, dann ihrer Region, und erst zum Schluss, falls sie überhaupt so weit denken, kommt Italien.«

»Vater hat auch erzählt, dass die Leute in Norditalien ihn kaum verstanden haben.«

»Wie das?«, staunte Giuseppe, der es für völlig unmöglich hielt, dass jemand den sehr deutlich sprechenden Alfonso nicht verstehen konnte. »Ich hatte noch nie Schwierigkeiten zu verstehen, was du sagst.«

»Danke, Giuseppe. Angelica meint, dass unser Dialekt hier im Süden ganz anders klingt als das, was die Menschen im Norden sprechen. Es ist buchstäblich eine andere Sprache.«

»Der Norden unterscheidet sich also sehr von hier?«

»In Städten wie Turin haben sie ganz moderne Ideen. Dort gibt es sogar eine Fabrik, die Autos herstellt. Fiat. Manche im Norden schauen auf die Leute aus dem Süden herab und halten sie alle für ungebildete Bauern.«

Giuseppe wurde verlegen, weil er wusste, dass dies auf seine Familie zutraf.

»Kopf hoch, mein Junge. Nicht alle Menschen im Norden sind so fortschrittlich wie die in Turin. Ich habe eine Weile in Venedig gearbeitet. Das ist ein wichtiger Hafen, aber die Stadt hat auch ihre Schwierigkeiten mit der Moderne, genau wie wir im Süden. In den Glasbläsereien dort arbeiten Zehnjährige so viele Stunden am Tag, dass sie an den Öfen einschlafen. Auch ist es eine sehr ungesunde Stadt, und viele Menschen dort sterben an Tuberkulose und Malaria.«

»Aber zu den Menschen im Norden ist die Natur nicht so grausam wie zu uns«, sagte Angelica. »Erzähl uns von dem Erdbeben in Messina«, bat sie.

»Ich habe dir diese Geschichte schon so oft erzählt – nun, warum nicht noch einmal. Doch nur in aller Kürze. Wir haben noch zu arbeiten, und Giuseppe muss vor Einbruch der Dunkelheit nach Hause kommen«, sagte Alfonso und lehnte sich auf dem Stuhl zurück.

»Ich war nicht in Messina, als die Erde bebte, Giuseppe, doch als ich wenige Wochen später dorthin kam, sah ich die schrecklichen Verwüstungen. Vor dem Erdbeben war Mes-

sina eine blühende Hafenstadt, doch eines Morgens im Dezember 1908 schlug das Schicksal zu. In nur dreißig Sekunden kamen hunderttausend Menschen ums Leben, und alle Gebäude der Stadt wurden zerstört. Zuerst begriff die Regierung gar nicht recht, was geschehen war, und unternahm kaum etwas, um zu helfen, obwohl der König den Ort der Katastrophe aufsuchte. Inzwischen widmet sich die Regierung angeblich dem Wiederaufbau der Stadt, aber jeder weiß, dass so etwas für manche Leute vor allem eine günstige Gelegenheit ist, sich mit Mauscheleien, Betrug und Unterschlagungen die eigenen Taschen zu füllen.«

»Wie schrecklich«, rief Giuseppe. »Warum unternehmen die Menschen dort nichts dagegen?«

»Als Sizilien ein Teil Italiens wurde, waren die Sizilianer begeistert. Sie glaubten, dass die Regierung ihnen helfen würde, sich aus der Armut zu befreien. Doch stattdessen wurden sie mit hohen Steuern belastet und zur Armee eingezogen. Weil die Berge unwegsam sind und die Regierung kein großes Interesse hatte, war es schwer, in Sizilien für Recht und Ordnung zu sorgen, und so bildeten sich gewalttätige Banden.«

»Mafiosi«, sagte Giuseppe, denn jeder wusste, dass diese Räuber und Erpresser Sizilien und auch die nahen Inseln in ihrem Würgegriff hielten und dort das Sagen hatten.

»Die meisten Sizilianer nehmen die Naturkatastrophen in ihrer Heimat stoisch hin. Sie glauben, man könne nichts dagegen tun. Aber sie sind völlig desillusioniert, was die Regierung in Rom angeht, und wollen die skrupellose Gewalt in ihrer Heimat nicht mehr ertragen. Deshalb wandern viele junge Leute aus.«

»Sie gehen nach Amerika, Vater, nicht wahr?«

»Ja. Jedes Jahr verlassen Tausende Sizilianer das Land, weil sie wissen, dass sie sich woanders ein besseres Leben aufbauen können.«

»Ein Cousin meines Schwagers ist ausgewandert und hat uns geschrieben, dass er jetzt zwei Anzüge besitzt«, erzählte Giuseppe und blickte an seiner schlecht sitzenden Hose herunter, die vor ihm schon zwei seiner Brüder getragen hatten. »Aber wahrscheinlich lügt er, denn wie soll das gehen?«

»Es könnte schon sein«, meinte Angelica. »Ich würde gern losziehen und es selbst herausfinden.« Sie sah Giuseppe an. »Und du?«

»Ich?« Er schüttelte den Kopf. »Die Chance werde ich wohl nie haben.«

»Sei dir da nicht so sicher, Giuseppe«, sagte Alfonso. »Das Leben ist voller Überraschungen.«

### *Die italienische Front, 1917*

Die kleinen Armeezelte waren kaum auszumachen, so dicht schmiegt sie sich an die Felsen, die nur wenig Schutz vor dem Graupelschauer boten. In ihren elend kalten Unterständen und tropfnassen Höhlen unter den Zeltplanen kauerten die Männer mit feuchten Zigaretten, sprachen über die umlaufenden Gerüchte und ergingen sich in Mutmaßungen über die Lage an der Front.

Italien hatte sich den Alliierten angeschlossen und war im Mai 1915 in den Ersten Weltkrieg eingetreten. In elf blutigen Schlachten gegen die Österreicher hatten die Italiener bislang nur geringe Geländegewinne erzielt.